

TUC unter diesen Bedingungen konsequenter und leichter aufnehmen, so daß auch radikale Arbeitslosengewerkschaften wie das „National Unemployed Workers' Movement“ deutlich geringeren Zulauf erhielten und die Labour Party selbst –im Unterschied zur SPD – die Rolle einer systemkonformen Protestpartei mitspielen konnte (S. 327-329).

In der Programmatik (Kapitel VI) wirkten sich die typologischen Unterschiede der Arbeitslosigkeit aus, wobei der TUC konzeptionell vor allem auf die strukturelle Arbeitslosigkeit reagierte und die Labour Party von einer deflationären Geldpolitik abbringen konnte, ohne allerdings zum völligen Protektionismus überzugehen (S.373).

Im Resümee arbeitet *Kaiser* u. a. anhand von Selbstverständnis und Organisationspraxis der Gewerkschaften heraus, inwiefern die längere Tradition der gesellschaftlichen Selbstorganisation sich günstig auf die Handlungsspielräume der Gewerkschaften und auf die demokratische Kultur des Landes ausgewirkt habe (v. a. S. 391) – im Gegensatz zu Deutschland: „Schon in den letzten Jahren der Weimarer Republik zeigte sich eine zunehmende Tendenz im politischen Entscheidungsprozeß, Arbeitgeberinteressen in den Vordergrund zu stellen und die Gewerkschaften zu marginalisieren. Darüber hinaus waren die Vorbehalte gegen den sogenannten ‚Gewerkschaftsstaat‘ sowie das gesamte System der Weimarer parlamentarischen Demokratie, auch unabhängig vom Problem der Arbeitslosigkeit, gesellschaftlich so weit verbreitet, daß sich dies durch die Durchführung einer expansionistischen, über die Finanzierungssumme der unter Papen und Schleicher bereits in Gang gesetzten Maßnahmen hinausgehenden Arbeitsbe-

schaffungsprogramms wohl kaum geändert haben dürfte. Große Teile der Gesellschaft wären bereit gewesen, eine solche expansionistische Politik zu akzeptieren, aber nur unter veränderten politischen Bedingungen. Dennoch mußten die deutschen Gewerkschaften im Hinblick auf ihre kontinuierlichen Mitgliederverluste zumindest versuchen, die ideologische Vorherrschaft und die notwendige Unterstützung für das Weimarer politische System durch die Entwicklung eines alternativen Gesellschaftsmodells im Rahmen eines ‚Umbau der Wirtschaft‘ zurückzugewinnen. Während das dem TUC gelang, ließ der fehlende pluralistische Konsens der Weimarer Gesellschaft dem ADGB keine Erfolgchance. Das nationalsozialistische Konzept der ‚Volksgemeinschaft‘, das die Zerstörung der organisierten Arbeiterbewegung einschloß, gewann daher den Kampf.“ (S. 392)

Dieses auf ein breites Quellenstudium und den Einsatz von Statistiken gestützte und methodenpluralistisch gewonnene Fazit bestätigt, daß komparatistische Einzelstudien historische Verantwortlichkeiten und Handlungsspielräume zusätzlich erhellen und in mancher Kontroverse zu klareren Urteilen führen können. Indirekte Einsichten für die gegenwärtige Diskussion um die Rolle von Gewerkschaften in Deutschland sind dabei nicht ausgeschlossen.

Friedemann Scriba

Klaus Naumann (Hrsg.), Nachkrieg in Deutschland, Hamburger Edition, Hamburg 2001, 576 S.

Als Sigmund Freud während des Ersten Weltkrieges „Zeitgemäßes“ über Krieg und Tod schrieb, diagnostizierte

er seinen Zeitgenossen ein erhebliches Maß an Illusion. Diese bestand unter anderem in der trügerischen Vorstellung des Kulturmenschen, nach dem Ende des Abschlachtens „unverweilt und ungestört“ durch Gedanken und Erinnerungen an die von ihm Getöteten nach Hause, zu Weib und Kind, zurückkehren zu können. Freud stellte dieser Selbsttäuschung der westlichen Zivilisation archaische Kulturen gegenüber, in denen die Krieger erst nach langwierigen Reinigungsritualen wieder in einen friedlichen Zustand eintreten durften.

Daß diese Zivilisierung der Krieger und die Entsorgung der Fötungserfahrungen und Tötungsphantasien nach dem Ersten Weltkrieg insbesondere in Deutschland mißlang, ist inzwischen bekannt. Doch was mit den Gewalterfahrungen während des Zweiten Weltkrieges nach 1945 geschah – diese Frage wird erst seit kurzer Zeit gestellt. Die Zeitgenossen und die ältere Zeitgeschichte haben sich meist auf die politische, ökonomische und soziale Neugründung der Bundesrepublik konzentriert und dabei den – erfolgreichen – Aufbau der neuen demokratischen Ordnung beschrieben. Gerade das Jubiläumsjahr 1999 hat zum 50. Geburtstag der Republik historiographische Prosperitätsbilanzen hervorgebracht. Die ältere Generation konstatierte dabei, daß Deutschland so nie gewesen sei, wie man es selber seit 1945 geschaffen habe. Auch die jüngere Generation beschrieb die erfolgreiche Ankunft im Westen – und verabschiedete sich dabei stillschweigend von der Illusion sozialistischer Alternativen.

Der gemeinsame Grundtenor dieser Nachkriegsdiagnosen basiert auf einer scharfen Abgrenzung der beiden Repu-

bliken gegenüber der nationalsozialistischen Vorgeschichte. Sie unterscheiden sich jedoch darin, daß jede Generation gewissermaßen sich selbst den Hauptanteil an der Erfolgsstory Bundesrepublik zubilligt. Was für die einen der institutionelle Neuaufbau nach 1949 ist, stellt für die anderen der protestbewegte innere Aufbruch um 1968 dar. Der von *Klaus Naumann* herausgegebene Band bricht auf den ersten Blick aus dieser generationsspezifischen Deutung aus, indem er nach den Verarbeitungen der und Prägungen durch die Kriegserfahrungen fragt. Nicht mehr der Nationalsozialismus als gesellschaftliche Ordnung, sondern das durch ihn begonnene und schließlich auf die deutsche Bevölkerung zurückgeworfene Gewaltpotential rückt damit ins Blickfeld. Die Frage nach dem Nachkrieg ermöglicht damit eine Analyse von Nachwirkungen des nationalsozialistischen Zivilisationsbruchs, die bisher viel zu selten untersucht worden sind. Es drängt sich der Eindruck auf, daß die Lebenden in dem Maße, wie sie selber im Banne des Krieges und der kriegerischen Gewalt standen, dieses Thema nicht offen artikulieren konnten. Um überhaupt danach fragen zu können, wie die „Zivilisationsbrecher“ langsam in eine zivilisierte Ordnung zurückkehrten und die zwei deutschen Republiken aufbauten, ist die Distanz der späten Geburt vermutlich eine unabdingbare Voraussetzung. Alle Autorinnen und Autoren des Bandes sind nach 1945 geboren.

Drei große Themen werden untersucht. Erstens die *Integration* der auf vielfältige Arten durch kriegerische Gewalt Berührten. Eine kaum zu überschätzende Bedingung der erfolgreichen gesellschaftlichen Einbindung im Westen lag darin, daß sich die Bonner

Republik als „Gemeinschaft der Opfer“, so *Robert Moeller*, darstellte. Das ermöglichte, Ansprüche zu kanalisieren und heterogene Beschädigungen zu verbinden. Und es ermöglichte, – was ja zur Genüge bekannt ist – auch die eigene Täterrolle in den Hintergrund zu rücken. Der zweite Bereich, mit dem sich die Beiträger beschäftigen, ist die Frage nach den Folgewirkungen einer *Traumatisierung*. So plausibel die Vermutung ist, so schwierig ist der Nachweis, da ‘Trauma’ ein genuin individualpsychologischer Begriff ist. Hanebüchchen ist *Micha Brumliks* Zuschreibung einer „traumatischen Kultur“, nicht zuletzt auf Grund seiner simplen Gleichsetzung von individuellen Fallbeispielen und gesellschaftlichem Muster. Exzellent hingegen ist *Michael Geyers* Analyse der widersprüchlichen Haltung der Deutschen in den 50er Jahren. Denn so einhellig damals von einer Mehrheit die Wiederbewaffnung abgelehnt wurde, so unbeinträchtigt war von dieser Opposition die Zustimmung zur Regierung Adenauer, die dieses Ziel verfocht. Erklärbar wird das aus einer so schnell nicht auflösbaren Spannung zwischen persönlicher Identität und neuer gesellschaftlicher Realität. Keine wie auch immer zu beschreibenden Kriegstraumata ließ die Bundesdeutschen die ihnen zugemutete Armee ablehnen, sondern die berechtigte Wahrnehmung, daß damit eine Distanzierung von der noch aufrecht erhaltenen „Integrität des Ich“, den emotionalen Bindungen an die eigene Vergangenheit in der Wehrmacht, an die Volksgemeinschaft verbunden war. Als Folge dieses Konflikts erfuhr die Zuwendung zum Persönlichen eine immense Aufwertung. Das erwies sich auch als Gewinn an Mündigkeit gegenüber staatlicher

Bevormundung, nicht nur als materielle Legitimationsstiftung durch das Wirtschaftswunder. *Geyers* Beitrag sticht auch aus dem Grund hervor, weil er sich nicht mit eindimensionalen kulturgeschichtlichen Rekonstruktionen von Diskursen und subjektiven Sichtweisen begnügt, sondern diese mit gesellschaftlichen Handlungslogiken und Situationsbedingungen kontrastiert. Nur dadurch werden die vielfältigen Zwänge des Nachkriegs sichtbar, in denen und durch die sich eine allmähliche und schwierige Anpassung an die neue zivile Ordnung vollzog.

Schließlich fragt der Band danach, inwiefern der Nachkrieg in den verschiedenen *Generationen* jeweils unterschiedliche Spuren hinterlassen hat. Dabei tritt deutlich hervor, daß nicht nur jene, die die Gewalt des Krieges persönlich erfahren haben, tief davon gezeichnet sind. Auch die Nachgeborenen sind insofern Nachkriegskinder, als die kriegerische Gewalt ihre Eltern und damit indirekt ihre Sozialisation geprägt hatte. Die späte Geburt schützte damit nicht vor einer – gebrochenen – Nähe zur Gewalt. *Harald Welzers* Beschreibung der Tradierung von Vergangenheit in den deutschen Familien verdeutlicht das. Ohne direkten Bezug aufeinander erzählt jede Generation ihre eigene Version der Geschichte. Insbesondere die Gewalt stellt einen kaum verbalisierten Kern dieser Familiengeschichten dar, auf den dann Täter- und vor allem Opferprojektionen gerichtet werden.

Das „ungläubige Staunen“ – so *Naumann* –, das die Nachkriegsgesellschaft bei den Nachgeborenen erzeugt, ist allemal fruchtbarer als der früher oft erhobene Generalverdacht. Doch die Verwunderung scheint auch das Resultat einer selbst geschaffenen Distanz.

Im Gespräch über den Nachkrieg fehlen die Stimmen der Älteren. Selbst in den Anmerkungen tauchen sie nur am Rande auf. Wiederholt sich so in der Geschichtsschreibung und damit in der gesellschaftlichen Erinnerung das Erinnerungsmuster der Familien? Das wäre ein Indiz für eine weiter fortwirkende Sprachlosigkeit.

Manfred Hettling

John Rodden: Repainting the little red schoolhouse – A history of Eastern German Education, 1945–1995, Oxford University Press, Oxford/New York 2002, 506 S.

In der ersten Hälfte der 1990er Jahre machte sich ein junger US-amerikanischer Literaturwissenschaftler namens *John Rodden* auf in einen Teil des Alten Europa, der damals einen ganz spezifischen Erneuerungsprozeß durchlief: Ostdeutschland bzw. die ehem. DDR. In Tiefeninterviews mit schulischen und universitären Akteuren verschiedener Generationen wollte er – Kategorien aus George Orwells „1984“ folgend – erfahren, wie stark ostdeutsches Leben „orwellisch“ geprägt war, wie sich die Folge von Umerziehungs- und Vergessensprozessen seit dem II. Weltkrieg ausgewirkt hat und was schließlich Amerikaner aus dieser Geschichte für ihre eigenen Einstellungen zu Bildung lernen könnten. *Rodden* gelingt es dabei, sein von Kalte-Kriegs-Karikaturen bestimmtes Bild der DDR bzw. Ostdeutschlands zu revidieren und sich im wesentlichen von seiner Empathie für die Gesprächspartner leiten zu lassen. Dem zitatreichen Referat dieser zwischen 1991 und 1994 geführten Gespräche geht – ein englischsprachiges

Desiderat ausgleichend – ein längerer Abriss einer Schul- und Universitätsgeschichte von SBZ, DDR und den ersten Nach-„Wende“-Jahren voraus. Ein assoziationsreicher, aber auch unübersichtlicher Epilog schließt den Band ab.

Die Interviews lesen sich z. T. sehr bewegend und bringen dem mit ostdeutschen Befindlichkeiten unvertrauten Leser, v. a. Amerikanern, tatsächlich Dilemmata, Bedrückungen, ambivalente Situationen zwischen Täter- und Opferrolle oder die Bedeutung von der Entwertung ganzer Biographien nahe und tragen damit zum „Verstehen“ (im hermeneutischen Sinn) bei. Am Beispiel des abgewickelten Politologie-Assistenten Jürgen aus Leipzig (S. 218 ff.) vermittelt er die Problematik der Doppeltzungigkeit im Denken und Reden und die psychische Dramatik der Erfahrung, daß mit der „Wende“ ein ganzes Gedankengebäude zusammenbrach. Anhand der 1912 geborenen Annaliese Saupe, die während der Oktoberdemonstrationen in Plauen 1989 Fotos zur Westpresse nach Hof schmuggelte, stellt er einen Lebenslauf von der Neulehrerin bis zur „Wende“-Heroine dar (S. 228 ff.). Es folgen die schon 1968 durch die Prager Ereignisse enttäuschte Leipziger Slavistin Heike und der zur extremen Rechten abgedriftete Gerhard (S. 249 ff.) und die Gegenüberstellung des alt-linken Soziologie-Assistenten Wolfgang von der West-Berliner FU und des mit der Lehrstuhlbesetzung durch H. A. Winkler abgewickelten Historikers Holger von der Humboldt-Universität (S. 262 ff.), deren gegensätzliche Perspektiven so gebündelt erscheinen: „Wolfgang could speculate on the future of Germany in a new Europe; Holger just wants to know what his own future will bring“ (S. 270). Die Folge der Interviews, die schlaglichtar-